

Zeitschrift: Die : Lesbenzeitschrift
Herausgeber: Die
Band: - (2000)
Heft: 17

Artikel: Tino Rangatiratanga : der Weg zu Selbstbestimmung
Autor: Rock, Sabine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-631244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tino Rangatiratanga – Der Weg zur Selbstbestimmung

Künstlerinnen in Aotearoa/Neuseeland, Teil I

Aotearoa, das Land der langen weissen Wolke, so nennen die Maori ihre Inseln. Maori sind die UreinwohnerInnen Aotearoa/Neuseelands, das vor 200 Jahren von England kolonialisiert wurde. Heute machen die Maori noch 15 % der Bevölkerung aus und sind eines grossen Teils ihrer Kultur und ihres Landes beraubt. Te reo maori, ihre Sprache, wäre Mitte dieses Jahrhunderts beinahe ausgestorben. Dank der Maoribewegung wird sie heute wieder von vielen, auch jungen Maori gesprochen. Doch die Kämpfe um Land, Schulen, Umweltschutz, gerechte Verteilung der Ressourcen und die eigene Kultur geht weiter.

Ich habe anfangs Jahr Aotearoa bereist und lange Gespräche mit mehreren Künstlerinnen geführt. Die Ausdrucksweise ihrer Kunst ist vielfältig und unterschiedlich. Was sie gemeinsam haben: sie sind Maori, lesbisch, leben in einem kleinen Dorf an der Westküste und sind politisch engagiert.

Zwei von ihnen stellt dieser Artikel vor. Weitere Portraits werden in der Winternummer der die erscheinen.

Nerissa Te Patu

Mein Haus direkt am Meer ist immer offen. So kann es vorkommen, dass ich heimkomme und schon Besuch in der Küche sitzt. Gestohlen wurde mir noch nie etwas. Meinen Lebensunterhalt verdiene ich mit einer ganzen Reihe von Jobs. Als Teil des *Southern Women's Self Defense Network* «Wahine Toa» (Starke Frau) unterrichte ich Selbstverteidigung für Frauen und Mädchen. Meine bisherigen Schülerinnen waren 7 bis 87 Jahre alt, einige von ihnen gehörlos oder im Rollstuhl. Ich lehre auch Te reo maori für Erwachsene. In öffentlichen Schulen wird nur Englisch gesprochen, und heute gibt es eigentlich nur ganz alte Leute, die Maori noch als ihre Muttersprache sprechen. Viele erwachsene Maori lernen die Sprache ihrer Kultur an der Maori Universität, wo ich unterrichte, um sie wieder an ihre Kinder weitergeben zu können. Weiter können Frauen bei mir auch die traditionelle Kunst des Knochenschnittens lernen. Schmuckstücke, die ich aus Knochen herstelle, verkaufe ich nicht. Meistens denke ich schon beim Schnitzen an die Person, die ich damit beschenken will. Vom kreativen Ausdruck her ist mir das Fotografieren am liebsten. Menschen in speziellen emotionalen Situationen festzuhalten, gefällt mir, z. B. wenn ein Neugeborenes zum ersten Mal in den Armen der Mutter liegt oder wenn sich meine Schülerinnen auf einmal in Te reo maori unterhalten können.

Ich glaube, ich bin schon lesbisch geboren, doch mein Coming-out hatte ich mit 22 Jahren, nachdem ich zwei Kinder geboren hatte, das dritte war gerade unterwegs. Ich habe eine Frau kennengelernt und mich in sie verliebt. Doch ich wollte nicht hinter dem Rücken meiner Mutter eine Beziehung mit einer Frau anfangen, denn wir stehen uns sehr nahe. Die Familie ist wichtig für mich. Ich wusste nicht, wie ich es sa-

gen sollte, und war sehr nervös. Meine Mutter, die merkte, dass mich etwas bedrückte, sagte: «Komm, gehen wir ein Stück.» Unterwegs fragte sie mich, ob ich ihr etwas erzählen wolle. Ich sagte: «Ich habe eine Geliebte.» Sie drehte sich um und rief: «Ist das alles? Ich dachte, es wäre etwas Schlimmes!» Zu Familientreffen in unserem Marae¹ habe ich meine Partnerinnen immer mitgebracht. Von meinen drei Kindern ist der jüngste Sohn grösstenteils bei mir und meiner Partnerin aufgewachsen. Mein zweiter Sohn starb, als er noch ein Baby war. Meine Tochter, die Erstgeborene, wurde adoptiert. Ich war 15 Jahre alt, als sie auf die Welt kam. Sie ist bei einer Freundin von mir aufgewachsen. Bis sie fünf Jahre alt war, sah ich sie regelmässig, dann bin ich auf die Südinsel gezogen, habe Reisen unternommen und sah sie noch alle drei bis vier Jahre einmal. Heute haben wir eine erstaunlich gute Beziehung, können gut miteinander reden. Sie hat soeben ihren Abschluss gemacht an der Kunstakademie. Ihre erste Ausstellung hatte sie im vor kurzem eröffneten *Te Papa Museum* in Wellington, dem wichtigsten Museum für Maori-Kunst und -Kultur in Aotearoa. Ich bin sehr stolz auf sie.

Meine Kinder haben durch mich viel über die lesbische Kultur mitbekommen, ebenso meine Nichten und Neffen. Sie haben keine Vorurteile und können frei wählen, weil sie den Lebensentwurf der Homosexualität kennen. Ich finde es wichtig, Kindern viele wertfreie Möglichkeiten zu geben, aus denen sie ihr eigenes Leben gestalten können.

Natürlich gibt es auch in der Maorigesellschaft viel Homophobie, nicht nur unter den Pakeha². Das liegt an der Christianisierung. In vorkolonialer Zeit war Homosexualität in der Maorikultur ein natürlicher Teil des Lebens. So, wie es Frauen gab, die Kinder hatten, und Frauen, die keine hatten, gab es Frauen, die mit einer Frau lebten, und solche, die mit einem Mann eine Beziehung eingingen. Ich habe meine Familie gefragt, wie unsere Vorfahren über Homosexualität dachten. Meine Grossmutter erzählte, dass wir früher ein Marae hatten, in dem ausschliesslich Frauen lebten. Die Frauen konnten sich entscheiden, ob sie ins gemischte Marae ziehen und mit einem Mann leben wollten oder ob sie mit Frauen leben wollten, unabhängig davon, ob sie Kinder hatten oder nicht. Die Männer hatten dieselbe Freiheit, mit einer Frau zusammenzusein oder im Männermarae zu leben. Doch mit den Weissen kamen die christlichen Missionare

und damit eine Kultur, die Lesben und Schwulen noch heute das Leben schwer macht.

Im öffentlichen Leben, aber auch in Beziehungen treffen Maori- und Pakeha-Kultur aufeinander. Ich selbst war viele Jahre in einer Partnerinnenschaft mit einer Pakeha. Zum Glück für uns kannten wir uns schon gut, bevor die Liebesbeziehung begann. Wir hatten bereits viel politisch zusammengearbeitet, unter anderem in Antirassismusgruppen. Wir teilten die Auseinandersetzung über die Situation von Maori in diesem Land und über die Kolonialgeschichte. Rassismus kann sehr subtil sein. Ich würde nicht behaupten, dass unsere Beziehung frei davon war, doch es war über weite Strecken eine gute Auseinandersetzung möglich.

Viele Pakeha-Lesben engagieren sich nur, wenn es ums Lesbischsein geht, jegliche anderen Ungerechtigkeiten interessieren sie nicht. Eine Zusammenarbeit mit Frauen dieser weissen Lesbenbewegung finde ich schwierig. Ich habe viel politische Arbeit gemacht, war in Solidaritätsgruppen für indigene Völker im pazifischen Raum, habe Aidsprävention gemacht, mich eingesetzt für einen atomfreien Pazifik, gegen die Atomversuche der USA und Frankreichs und habe mit jugendlichen Maori gearbeitet. Es gab organisierte Gruppen und ein Radioprogramm für Lesben, doch niemand interessierte sich für junge Schwarze Mütter. Politisches Handeln geht für mich über die eigene, unmittelbare Betroffenheit hinaus.

Dale Ferris

Ich komme aus der Umgebung von Gisborne, das ist eine ländliche Gegend an der Ostküste Aotearoas, und bin erst vor einem Jahr hierher an die Westküste gezogen. Mein Leben lang habe ich die Sonne aus dem Meer aufgehen sehen, und es hat beinahe ein Jahr gedauert, bis ich mich daran gewöhnt habe, dass sie nun im Meer schlafen geht. Das Meer war auf der falschen Seite meines Körpers. Doch es ist ein sehr friedlicher Ort, und es war ein guter Schritt für mich, hierher zu ziehen.

Um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, gehe ich verschiedenen Arbeiten nach. Ich bin Koordinatorin von *Magdalena Aotearoa*, einer unabhängigen, multikulturellen Künstlerinnenvereinigung. Ihr Ziel ist es, vor allem indigene Künstlerinnen und ihre Projekte zu fördern. Vor einem Jahr haben wir hier in Paekakariki ein internationales Künstlerinnenfestival veranstaltet. Zudem bieten wir verschiedene Workshops an, z. B. Theaterstücke schreiben, aus wertlosem Material Kleider herstellen, Flechten und Tanzen, Musikproduktion und CD-Aufnahme und einen DJ-Workshop. Meine Arbeit ist es, diese Workshops zu organisieren und Kontakt mit interessierten Künstlerinnen aufzunehmen. Ich putze auch anderer Leute Häuser und betreue zusammen mit meiner Partnerin eine alte Frau, die im Sterben liegt.

Seit 1984 flechte ich Körbe, Rucksäcke, Taschen und Hüte aus Flachs. Das Flachsflechten ist eine alte Traditi-

Tokorangi Marae



Foto: Nerissa Te Patu

Vor dem Tokorangi Marae

«Wenn Du Maori sprechen kannst, dann sprich» beim Tokorangi Marae



Reti Mokara, Haus meiner Ururgrossmutter



Fotos: Nerissa Te Rau

on im Leben der Maori. Es gibt ein altes Flechtmuster, in das ich mich verliebt habe und das ich oft verwende. Erst kurz bevor meine Grossmutter gestorben ist, habe ich herausgefunden, dass das ihr typisches Muster war. Flechten gehört zu meinen liebsten Arbeiten. Es ist entspannend und verbindet mich mit meinen Ahninnen. Diese Tradition am Leben zu erhalten ist mir wichtig. Ich entwerfe aber auch gerne neue Muster und probiere ungewöhnliche Formen aus. Wenn ich flechte, um damit Geld zu verdienen, kann ich nicht so viel experimentieren.

Gemeinsam mit drei anderen Frauen aus Gisborne habe ich vor drei Jahren die Singgruppe *Nga tua Wahine* (Schwestern) gegründet. Dank der Hilfe von Workshops von *Magdalena Aotearoa* konnten wir unser erstes Theaterstück entwickeln. Das Stück schneidet viele heikle Themen an, die wir mit viel Humor, Satire und traditioneller Musik mischen. Es erzählt die Geschichte einer Maorifrau vom Land, von ihrer Kindheit, sexueller Ausbeutung und wie sie die Schule nach kurzer Zeit verlassen muss, um auf den Schaffarmen zu arbeiten. Sie heiratet, bekommt Kinder und erlebt Gewalt von ihrem Ehemann. Als sie ihre Situation realisiert, verlässt sie ihren Mann, wird stark und beginnt, sich politisch zu engagieren. Sie erkennt, dass ihr Schicksal typisch ist für eine auf dem Land lebende Maorifrau. Jede von uns vier Spielerinnen hat das Ihre zum Stück beigetragen, es ist zusammengesetzt aus unseren Erfahrungen. Wir konnten es erfolgreich in verschiedenen Schulen rund um Gisborne aufführen und planen, es auch in Schulen anderer Städte zu zeigen.

Bei einem Auftritt unserer Gruppe in Wellington habe ich 1997 meine jetzige Partnerin Madeleine kennengelernt. Vier Monate zuvor hatte ich die Beziehung zu einem Mann beendet, der mir und meinen Kindern gegenüber gewalttätig gewesen war. Ich habe drei Töchter, die zwischen sechs und zwölf Jahre alt sind, und einen erwachsenen Sohn, den ich bekommen habe, als ich noch im Teenageralter war. Er ist bei meinen Eltern aufgewachsen. In der Maorikultur ist es weit verbreitet, dass die erstgeborene Enkelin oder der Enkel bei den Grosseltern aufwächst. Noch heute haben viele Grosseltern diesen Wunsch, und wenn eine Frau jung ein Kind bekommt, wird er oft Wirklichkeit. Seit einem Jahr leben meine Töchter bei ihrem Vater. Sie wollten gerne auch einmal bei ihm wohnen, und für mich war es Zeit für einen Wechsel. Wir schreiben und telefonieren uns, und sie kommen in allen Ferien zu mir. Doch ich vermisse sie sehr und hoffe, dass ich sie nächstes Jahr wieder zu mir holen kann.

Mein Coming-out war ein langer Prozess. Als das *Te Papa Museum* in Wellington 1997 eröffnet wurde, gab es eine grosse, sehr ergreifende Zeremonie. Da im *Te Papa* viele Kultgegenstände aus der Maorikultur ausgestellt sind, musste das Tabu, das auf diesen Gegenständen liegt, aufgehoben werden, um sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wir sind mit unserer Gruppe dort aufgetreten, und ich lernte die Kodirektorin der dazugehörenden Kultur- und Theaterwoche kennen. Ich spürte, dass dies eine besondere Begegnung war. Ich dachte, Madeleine könnte eine wundervolle Freundin werden. Meine homo-

phobe Erziehung hinderte mich daran, weiter zu überlegen. Mein Leben war ohnehin im Umbruch, und in der folgenden Zeit telefonierten wir viel. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, wirklich über mich und meine Gefühle sprechen zu können. Wir hielten Distanz aufgrund unserer sehr verschiedenen Lebenssituationen. Ich war Mutter und lebte in Gisborne, Madeleine war eine bekannte Schauspielerin, Pakeha und lebte in Wellington, am anderen Ende der Insel. In dem kleinen Dorf, aus dem ich komme und in dem meine Familie lebt, gibt es keine Homosexuellen. Sie werden nicht akzeptiert und kommen deshalb auch nicht vor in den Köpfen der Leute. Unterdessen habe ich herausgefunden, dass sogar eine berühmte, aus meinem Dorf stammende Schriftstellerin lesbisch ist, doch darüber wird nicht gesprochen. Meine Gefühle haben mir Angst gemacht, ich musste zuerst selbstsicherer und stärker werden. Madeleine hat mir die Zeit und den Raum gelassen, die ich brauchte, um alles in meinem Tempo herauszufinden und auf sie zuzugehen.

Meinen Eltern gegenüber dazu zu stehen, dass ich eine Frau liebe, war eine schwierige Sache. Mein Vater ist sehr traditionell und christlich. Als ich ihm sagte, dass ich mit Madeleine zusammen bin, hat er mich aus der Familie verstossen. Wenn ich so sein wolle, sei ich nicht mehr seine Tochter. Wir standen uns vorher sehr nahe und haben uns jede Woche gesehen. Danach wollte er mich weder sehen noch sprechen. Meine Mutter versuchte, auf alle Seiten diplomatisch zu sein, hatte aber insgeheim auch Mühe, mich zu akzeptieren wie ich bin. Die einzige Unterstützung

aus meiner Familie kam von meiner Schwester, die zu mir sagte: «Das ist das, was du willst, also ist es gut.» Sie hat auch zwischen mir und meinem Vater vermittelt. Doch erst nach mehreren Monaten Funkstille, konnte er sich dazu durchringen, wieder mit mir zu sprechen. Am Anfang waren es nur kurze Telefonate, zwei Minuten. Unterdessen haben wir uns wieder zweimal gesehen. Wir sind beide froh darüber und deshalb sehr vorsichtig miteinander.

Meine Eltern verstehen nicht, wie sich die Welt verändert hat und wie die jungen Leute sind. Mein Sohn ist bei ihnen aufgewachsen und wurde von ihnen sehr behütet. Er ist so naiv und unschuldig, dass ich mir Sorgen um ihn mache. Meine Eltern haben nicht gera-

de für eine gute Beziehung zwischen ihm und mir gesorgt, denn sie hatten immer Angst, dass er, wenn er mich zu gern hätte, bei mir würde leben wollen. Ich war erstaunt, wie er auf mein Coming-out reagierte. Wir haben uns zu Weihnachten gesehen. Er machte mir ein Geschenk, und wir konnten gut miteinander reden.

Meinen Töchtern habe ich erst vor drei Monaten gesagt, wie ich zu Madeleine stehe, als sie in den vorletzten Ferien bei uns waren. Als erste Reaktion waren sie glücklich, da sie sehen konnten, dass wir einen entspannten, liebe- und respektvollen Umgang miteinander haben, also keine Gefahr besteht, dass ich wieder geschlagen werden könnte. In den darauf folgenden Ferien suchten

sie sehr meine Nähe, waren verunsichert und stellten viele Fragen. Es war nicht immer einfach, alles in eine kindgerechte Sprache zu fassen. Das Wichtigste ist ihnen, dass es mir gut geht, und das konnte ich ihnen versichern. Sie haben Madeleine sehr gern und haben auch sie mit Fragen überhäuft.

Was Madeleine und ich von Anfang an gemeinsam hatten, ist, dass wir die Betrachtungsweise satt haben, die immer Maori auf die eine Seite stellt und Pakeha auf die andere. Es war einfach Zeit, die beiden Kulturen zusammenzubringen. Zu Beginn unserer Beziehung haben wir geschaut, was wir gemeinsam haben, was wir beide gerne tun und in welchen Punkten wir dieselbe Philosophie teilen. Diese teilweise kleinen Dinge sind die Grundlage unserer Beziehung geworden. Wir wissen, dass es grosse Unterschiede gibt zwischen unseren beiden Kulturen. Was ich einfach nicht mehr ausstehen kann, ist dieses Maori dies und Pakeha das. Das bringt uns nicht weiter. Wir sprechen viel darüber, was wir gemeinsam verändern können, mit Verständnis und Respekt für die Verschiedenheit unserer Kulturen. Daraus wächst Liebe und Begeisterung, die Veränderungen ermöglichen.

Interviews, Übersetzung, Zusammenfassung: Sabine Rock

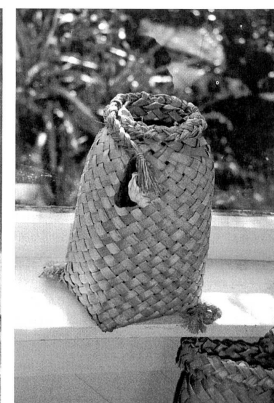
Anmerkungen

1. Marae = Familienversammlungsraum mit dazugehörigen Unterkünften
2. Pakeha = Weisse (in Te reo maori)

Fotos: Sabine Rock



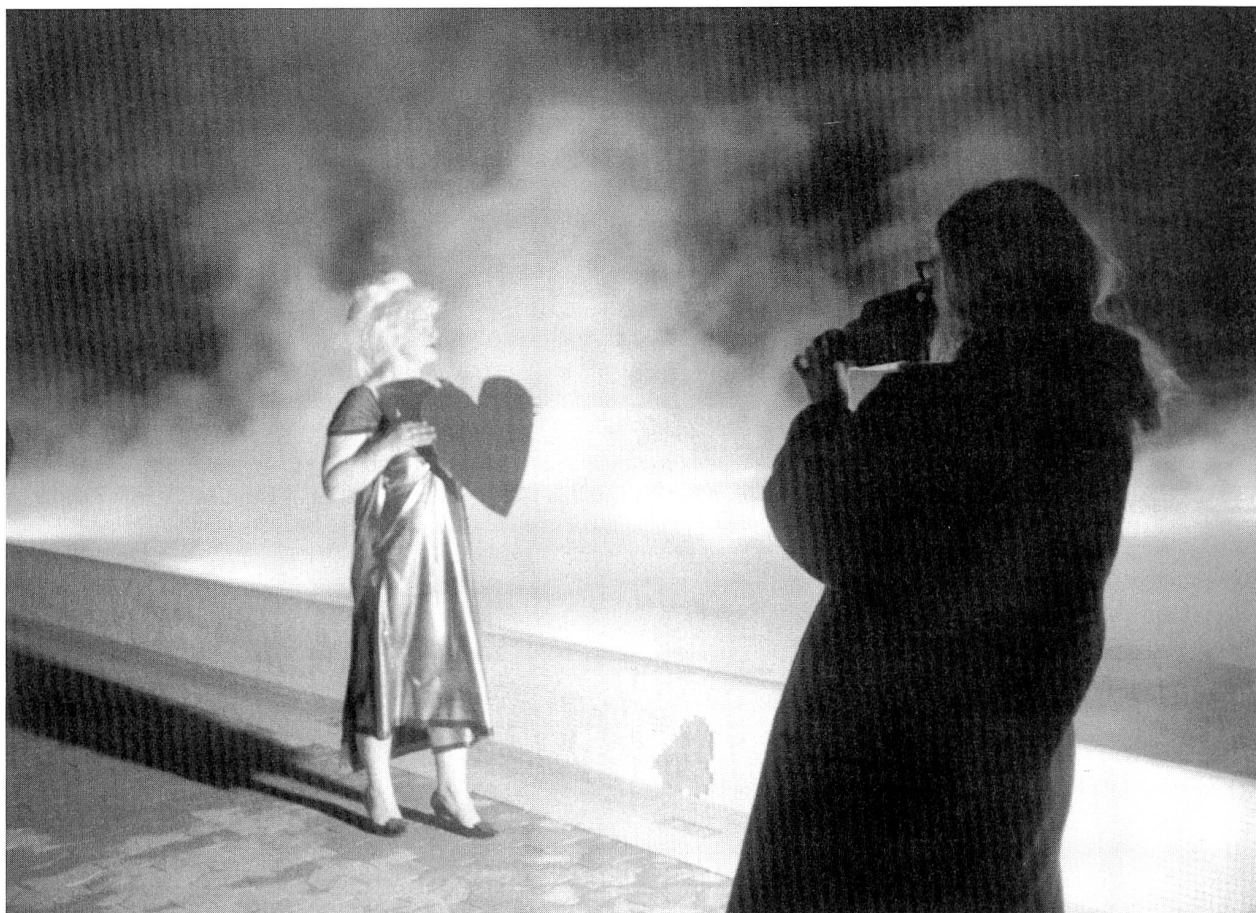
Dale Ferris beim Flechten



geflochtener Korb



geflochtene Tasche



I. Meili und S. Hofer bei den Dreharbeiten zum Film «Louise, Louise» 1997



S. Hofer vor dem Heft «Louise» aus dem Film «Louise, Louise» 1997, Beta-SP, 20 Min., Dagmar Heinrich, Kamera: Katrin Oettli